

verloren haben, sondern die uns als unüberwindliches Ziel leuchteten in jeder Nacht und in jeder Not, in dem schwersten Kampf und im härtesten Opfer: die Gefilde, an denen einst unsere Kinder und Kindeskinde wohnen sollen als ein Volk von freien und starken, gesunden und glücklichen Menschen. Dann wollen wir uns wieder ganz hingeben können der Idee, die 1933 über Deutschland aufging und die in den Jahren bis zum Krieg unser Vaterland von Grund auf neu geschaffen hat. Dann sollen sie wiederkommen, diese besten Jahre emsigen Planens und Werbens und Mühens — größer noch und schöner als die, die wir erleben dürfen.

Noch ist es nicht soweit. Noch raft der Krieg — und wir müssen uns den Durchbruch zum Sieg in den härtesten Kämpfen erzwingen, die Deutsche je in ihrer Geschichte auszufochten hatten. Wir kennen unsere Feinde und ihr Ziel — und wir wissen, daß es den Untergang alles dessen, was deutsch ist, bedeuten würde, wenn sie es erreichten. Aber auch in diesem Kampf auf Leben und Tod steht uns das Wissen um die Idee, der wir verschrieben sind — und das Gefühl, nach dem wir angetrieben, weist uns den Weg bis zur letzten Schlacht. Wir werden nicht müde und nicht schwach werden — denn wir haben eine andere Anschauung von diesem Krieg als alle unsere Gegner. Uns ist er ein Stück der sozialen Revolution, deren Durchführung und Vollendung die uns von der ewigen Weisheit Gottes selbst gestellte Aufgabe ist, zu deren Lösung andere nicht da sind. Über sollen wir glauben, daß unsere Feinde, die gegen diese soziale, revolutionäre Idee zu Feld gezogen sind, sie nach ihrem Sieg übernehmen und vollenden würden? Solche Sprünge kennt die Weltgeschichte nicht. Sie, die sogenannten Sieger von 1919, hatten Zeit und Mittel genug, diese Welt neu und sinnvoll zu ordnen. Sie haben sie in ein Chaos gestürzt, aus dem sie keinen anderen Ausweg mehr wußten als einen neuen Krieg. Wir aber haben, um mit Fichte zu sprechen, die „Kraftmassen von Gedanken geschleudert, aus denen sich künftige Geschlechter Wohnungen bauen“. Wir hatten die Idee, die ihnen fehlt. Und diese Idee wird siegen — auch in diesem Krieg. Dann werden wir vollenden, was 1933 begonnen ward. Das ist die „natürliche Entwicklung“, über die Dr. Goebbels soeben im „Reich“ die klaren Sätze schrieb: „Die vorübergehende Form der bürgerlichen Welt ist reif zum Sturz, und der Bolschewismus hat wenigstens für unser europäisches Zusammenleben keine Qualifikation, ihre Nachfolge anzutreten. Also werden wir Deutschen wohl dazu berufen sein, sie mit unserer neuen Vorstellungswelt und Anschauungsweise abzulösen. Geschichtliche Entwicklungsprozesse von diesen Dimensionen haben ihre Zeit nötig. Sie lassen sich nicht übers Knie brechen. Sie werden sich dann erfüllen, wenn ihre Stunde gekommen ist.“ Diese Stunde wird kommen; denn keine Macht der Welt kann ihren Anbruch verhindern, wenn wir die treuen Träger der Idee bleiben, die uns erfüllt — und die wir in starken Sünden durch die Flammen dieses Krieges hinübertragen werden zu neuen Ufern. Zu diesen Ufern lockt ein neuer Menschheitsstag.

Hans Chr. Meyer.

Schwerpunkt-Verlagerung im Osten

Die neue Entwicklung der großen Winterschlacht

Von besonderer Seite wird uns geschrieben:

Die große Winterschlacht im Osten hat in den letzten vierzehn Tagen eine Entwicklung genommen, die ein völlig neues Kampfbild ergibt. Nachdem die Sowjets seit dem Beginn ihrer Sommeroffensive am 5. Juli ihre Angriffe ausschließlich gegen unsere Abwehrfronten im südlichen und mittleren Abschnitt gerichtet hatten, sind sie am 14. Januar auch an der Nordfront zu dem seit langem erwarteten Großangriff angetreten, also in einem Abschnitt, in dem es seit April vorigen Jahres zu größeren Kampfhandlungen nicht mehr gekommen ist. Gleichzeitig hat der Gegner seine Offensive im Süden und in der Mitte der Ostfront mit Ausnahme des Abschnittes zwischen Pripiet und Beresina, wo nach wie vor erbitterte Abwehrkämpfe im Gange sind, fast eingestellt, was in erster Linie als eine Folge unserer wirksamen Gegenmaßnahmen im Raum Sankt-Low-Progorodsk anzusehen ist, so daß von einer neuen Schwerpunktverlagerung, wie wir sie in den vergangenen Monaten immer wieder erleben, gesprochen werden kann.

Die mit einer selbst für die Ostschlacht ungewöhnlichen Heftigkeit und Wucht geführten Angriffe des Feindes erfolgten in der Hauptsache an drei Punkten der Nordfront: Erstens am Wolchow, nördlich des Mlenies, also beiderseits von Nowgorod, ferner südlich und südöstwärts Leningrad und endlich aus dem alten Landeslopf des Gegners bei Dranienbaum heraus. Mit Ausnahme des letztgenannten Kampftraumes, wo der Gegner bisher keine größeren Angriffe geführt hatte, handelt es sich also um Abschnitte, in denen der Feind schon früher wiederholt und vergeblich gegen unsere Abwehr angegriffen war. Besonders die Kämpfe am Wolchow, die im Winter 1942-43 in einem Einbruch des Gegners und später zur Abwehr und Vernichtung der eingebrungenen Feindkräfte geführt haben, sind noch in guter Erinnerung.

Die von ungewöhnlich starkem Artillerieeinsatz begleiteten Angriffe der Sowjets führten zunächst zu einem Einbruch beiderseits Nowgorod, der zwar drückend bezeugt blieb, aber doch unsere Führung zur Räumung der Stadt am 19. Januar und einer

Frontbegrabung

veranlaßte. Einige Tage später erwies sich auch im Abschnitt Leningrad-Dranienbaum eine Frontberichtigung als erforderlich, durch die der Gegner diese beiden bis dahin durch eine schmale Landbrücke getrennten Angriffsräume vereinigte und eine durchgehende Front herstellte. Gleichzeitig wurde auch südöstwärts Leningrad ein vorrührender Frontbogen geräumt. Bei diesen Angriffen an der Nordfront, mit denen natürlich auch die schon seit längerer Zeit immer wieder erneuerten Durchbruchversuche im Raum von Nowel in direktem operativem Zusammenhang stehen,

verfolgt der Gegner in der Hauptsache zwei Ziele:

Einmal geht es ihm um die Entsehung der Stellung Leningrad, und zwar vor allem um die direkte

Englische Sorgen um das Empire

Schwierige Probleme für die „Reichskonferenz“

SS. Genf, 23. Januar. (Eig. Ber.) Die Ankündigung Attlees im Unterhaus, daß sich die britische Regierung entschlossen habe, im Laufe der nächsten Monate die Premierminister des britischen Reichs zu einer Konferenz in London einzuladen, hat in politischen Kreisen der Hauptstadt das Interesse von neuem auf die Verhältnisse des englischen „Mutterlandes“ hingelenkt, die auseinanderstrebende Bewegung im Empire, die angesichts der Schwäche Großbritanniens während dieses Krieges eine immer größere Beschleunigung angenommen hat, abzumildern. Es sei kein Zufall, so erklärte man in London, daß die Ankündigung Attlees unmittelbar nach der Rede Lord Halifax in Toronto erfolgt sei. Der Botschafter in Washington, der selber selbst die britische Außenpolitik geleitet habe, habe in seiner Rede nachdrücklich auf die Notwendigkeit einer engeren Koordinierung der Teile des britischen Weltreiches hingewiesen. Seine Rede sei ungewiss, ob im Auftrag der britischen Regierung gehalten worden.

In politischen Kreisen Londons bemüht man sich heute schon, eine Bilanz der Hoffnungen zu ziehen, welche die britische Regierung mit dieser neuen Reichskonferenz in London verbindet. Zunächst muß man zugeben, daß was Südafrika anbetrifft, Smuts es nur durch seine „energetische“ Politik gelungen sei, dieses Dominion noch im Rahmen des britischen Reichs zu halten.

In politischer Hinsicht Londons bemüht man sich heute schon, eine Bilanz der Hoffnungen zu ziehen, welche die britische Regierung mit dieser neuen Reichskonferenz in London verbindet. Zunächst muß man zugeben, daß was Südafrika anbetrifft, Smuts es nur durch seine „energetische“ Politik gelungen sei, dieses Dominion noch im Rahmen des britischen Reichs zu halten.

Dr. Ley: Behelfsheime bauen!

Arbeitsbesprechung der Bauwohnungs-Kommission

Berlin, 23. Januar. Am 27. und 28. Januar fand unter Leitung des Reichsbauwohnungskommissars Dr. Ley eine Arbeitsbesprechung aller Bauwohnungs-Kommissionen statt. Der größte Teil der Gauen war durch die Gauleiter persönlich in ihrer Eigenschaft als Bauwohnungs-Kommissionen vertreten. Insbesondere nahmen die Gauleiter aus Gebieten mit größeren Bombenschäden überwiegend selbst an der Tagung teil.

In einem grundlegenden Eröffnungsvortrag gab Reichsbauwohnungskommissar Dr. Ley einen Überblick über die bisherige

Aktivität der Partei auf dem Gebiet des Wohnungsbaus.

Vor gerade zehn Jahren sei das Heimstättenamt der Deutschen Arbeitsfront gegründet worden. Auch auf dem Gebiet des Wohnungsbaus habe sich die Partei als Motor erwiesen. Die praktische Auswirkung der getroffenen umfangreichen Vorbereitungen sei vor dem Kriege dadurch verzögert worden, daß sich Deutschland schon bald nach der Machübernahme vor den Ueberfallskriegen des Gegners schloß und dadurch einen erheblichen Teil seiner Produktionskraft auf die Herstellung von Verteidigungsmitteln verwenden mußte. Allein das gewaltige Bauvorhaben des West-

Noch diplomatischerer Wendungen bedient man sich in London in Bezug auf das Problem Kanada. Dessen Einstellung zum britischen Reich sei „weniger geklärt“. Die starke französische Minderheit sei mehr denn je isolationsistisch gesinnt. Jeder denkende Kanadier, so erklärte man in London, sei sich darüber klar, daß sich sein Land unter keinen Umständen mehr in einem Gegensatz zu den Vereinigten Staaten stellen dürfe. An einer engeren Zusammenfassung der Glieder des britischen Reiches könne daher Kanada nur noch unter stillschweigender Billigung der USA teilnehmen.

Was die zukünftige Rolle Neuseelands und Australiens im Rahmen des britischen Reiches angeht, so muß man feststellen, daß das Bedürfnis nach einer Zusammenarbeit in den letzten Jahren eher in der Richtung nach den USA zum Ausdruck gebracht worden ist als gegenüber dem britischen Mutterland. Man weiß darauf hin, daß die Regierungen der beiden Dominions kürzlich auf einer Konferenz in Canberra ziemlich weitgehende Abmachungen getroffen hätten; man verfuhr das so darzustellen, als ob sie damit den Forderungen Lord Halifax gewissermaßen zuvorgekommen seien. In Wirklichkeit bedeutet diese zwischen Australien und Neuseeland eingeleitete Zusammenarbeit unter Hinweisung auf die USA nichts anderes, als daß diese beiden Dominions endgültig jede Hoffnung aufgegeben haben, vom englischen Mutterland gegen den nordamerikanischen Imperialismus noch irgendwelche Unterstützung zu erhalten.

walles, der Deutschland vor Ueberfällen aus dem westlichen Nachbarländern schütz, habe naturgemäß viele Kräfte der Bauwirtschaft absorbiert, die ohne jene feindlichen Absichten unserer Gegner friedlichen Aufgaben, darunter vor allem auch dem Wohnungsbau, dienbar gemacht worden wären. Die im Jahre 1939 begonnene militärischen Auseinandersetzungen mit den bolschewistisch-plutokratischen Feinden Deutschlands verhinderten in den weiteren Jahren wiederum ein erfolgreiches Arbeiten auf dem Gebiet des Wohnungsbaus in dem Umfang, wie es den Bedürfnissen der Nation entsprochen hätte. Zugleich wurde die Lösung der Wohnungsfrage durch die Auswirkungen des Bombenterrors der anglo-amerikanischen Luftangriffe immer dringender.

Wir stehen jetzt, erklärte Dr. Ley, am Anfang des deutschen Wohnungs-Hilfswerkes. Dieser in großem Stil beginnende Bau von Behelfsheimen wird wenigstens während der Kriegszeit die dringenden Wohnraumbesürfnisse der Bevölkerung befriedigen. Dr. Ley gab einen Überblick über alle wirtschaftspolitischen, kontingentmäßigen und rechtlichen Maßnahmen, die einen umfangreichen Bau von Behelfsheimen in Eigenhilfe der Bevölkerung sichern und fördern sollen. Das deutsche Wohnungsbau-Hilfswerk könne nie etwa von einer Behörde durchgeführt werden. Diese könne zwar Gesetze erlassen und Verordnungen herausgeben, also die Wege ebnen, aber nicht selbst bauen. Hier müßten die staatlichen Gesetze und Verordnungen durch die motorische Kraft der Partei und die private Initiative ergänzt und zum Erfolg geführt werden. Das deutsche Wohnungsbau-Hilfswerk müsse also von den Behörden ohne bürokratische Hemmungen verarbeitet und gefördert werden.

Unsere Forderung lautet: Behelfsheime bauen, bauen und nochmals bauen.

Dr. Ley warnte die untergeordneten Behörden, an die sich Volksgenossen mit Bauwünschen wenden müßten, vor Paragrafenreiterei. In diesem Jahr müßten in Deutschland hunderttausende Behelfsheime entstehen. Die bisher in mehreren Gauen erzielten Erfolge bewiesen, daß dies durchaus möglich sei, wenn Partei und Behörden in einmütiger, von jeder Bürokratie befreiter Zusammenarbeit mitwirkten.

Jeder muß sich als Soldat fühlen!

Fragen des Arbeitseinsatzes im Kriegsjahre 1944

In diesen Tagen fand im Gauarbeitsamt Düsseldorf eine Presse-Besprechung statt, in der durch den Präsidenten des Amtes und Reichsgruppenleiter der Arbeit, Ebel, sowie die zuständigen Abteilungsleiter den Schriftstellern ein umfassender Einblick in die Tätigkeit dieser noch verhältnismäßig jungen Verwaltungsbehörde und in die Fragen des Arbeitseinsatzes im Kriegsjahre 1944 vermittelt wurde. Präsident Ebel unterstrich mit Nachdruck, daß für die Arbeit seines Amtes die Parole der „betriebsnahen Verwaltung“ maßgebend sei und die Männer, die hier schafften, gute Psychologen, Volkswirtschaftler und Verwaltungsbeamte in einer Person sein müßten. Die richtige Einstellung zu den Problemen der Zeit und eine echte nationalsozialistische Grundhaltung seien unerlässlich, da der Aufgabenbereich des Gauarbeitsamtes heute weitgehend ein altio-politischer sei.

Anschließend behandelte Regierungsrat Weisweiler den Arbeitseinsatz in diesem Jahre. Er betonte, daß sich alle Schaffenden den Forderungen des Krieges anpassen müßten und ihre ganze Kraft verantwortungsbewußt und rationell im Dienst der Gesamtheit einzusetzen hätten. Jeder Deutsche muß sich als ein „Soldat in der Heimat“ fühlen und seine Pflicht bis zum Aufsteigen erfüllen. Wenn der Einsatz heute höher und schwerer ist, entspricht dies nur der Tatsache, daß auch der Frontsoldat von 1914 mehr leisten muß als der von 1939. Wenn vor wenigen Tagen der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz, Gauleiter und Reichsgruppenleiter Fritz Sander, bei einer Großkundgebung in Weimar für den kommenden Arbeitseinsatz als Leitmotiv die Forderung „Tempo, Tempo, Tempo!“ und „Leistung, Leistung, Leistung!“ erhob (der „General-Anzeiger“ brachte die wegweisenden Ausführungen Sanders bereits am vergangenen Montag), erhält diese Parole durch den Gedanken ihre Bestätigung, daß eine allgemeine Steigerung der Arbeitsleistung um nur zehn Prozent genügt, um zwei Millionen Arbeitsträfte zu gewinnen! Wie auf der einen Seite jedes Gefolgschaftsmittel dafür sorgen muß, daß keinesfalls durch unünftliches

Neue Lohnforderungen in den USA

Von unserer Berliner-Schriftleitung

Was Roosevelt seit den Lohnforderungen der Bergleute und Eisenbahner befürchtet hatte, tritt nun ein. Durch ihren Erfolg ermutigt, melden die Londoner „Times“ zufolge, nun auch viele Tausende von amerikanischen Aluminiumarbeitern, die für die Flugzeugproduktion besonders wichtig sind, ihre Ansprüche an und machen geltend, daß ihr Verdienst in keinem Verhältnis mehr zu den gesteigerten Lebensbedingungen stehe. Die Gewerkschaft der Aluminiumarbeiter weigert sich, ihre Forderungen dem von Roosevelt eingefügten Schlichtungsamt vorzulegen mit der Begründung, daß diese Behörde doch nur auf der Basis der sogenannten „kleinen, stabilen“ Löhne entscheide. Diese Forderung aber sei durch die gestiegenen Preise längst überholt und werde von keiner Gewerkschaft mehr anerkannt. Man befürchtet weitere Streiks und Durchsetzung der Lohnforderungen der Aluminiumarbeiter.

Ein weiteres bemerkenswertes Ereignis im Sozialleben der USA ist die Tatsache, daß der Bergarbeiterführer John Lewis endlich mit seinen Wiedereintrittsbestrebungen in die große Arbeiterorganisation der AFL Erfolg gehabt hat. Während die AFL gleichzeitig den patriotischen Belangen Genüge tut, indem sie ihre sechsundsiebzig Millionen Mitglieder auffordert, während des Krieges nicht zu streiken, wendet sie sich andererseits durch den Zusammenschluß mit Lewis von Roosevelt ab. Man nimmt an, daß Roosevelt dadurch einen großen Teil der Arbeiterstimmen verlieren wird. Für Roosevelt ist jetzt nur noch die CIO sicher. In diesem Ereignis drückt sich die wachsende Unbeliebtheit Roosevelts bei der amerikanischen Arbeiterschaft aus. Während Roosevelt seinerzeit mit dem Antistreibgesetz in letzter Minute noch einen Rückschlag machte und sich gegen das Gesetz aussprach, hat er sich jetzt mit dem Arbeitsdienstgesetz die Sympathie vieler Arbeiter endgültig verschert. So erklärt es sich wohl, daß sich die AFL, entschlossen, der Bitte des Bergarbeiterführers John Lewis, der nach wie vor als bester Roosevelt-Gegner gilt, zu entsprechen, Lewis hatte diesen Wunsch bereits vor etwa einem halben Jahr geäußert.

Da Lewis schon 1940 Roosevelt erbittert bekämpfte, so wird er jetzt innerhalb der AFL, der er nun wieder angehört, dafür sorgen, daß der Wahlkollation der CIO, starke Schwierigkeiten gemacht werden. Es ist nicht anzunehmen, daß der Vorstand der über sechs Millionen Arbeiter umfassenden AFL direkt für den republikanischen Gegenkandidaten eintreten wird. Jedenfalls aber wird sie Roosevelt keine Wahlhilfe leisten wie 1932, 1936 und 1940.

Regierungskrise in Buenos Aires

Buenos Aires, 23. Januar. Im Anschluß an die Bekanntgabe des Abtritts der Beziehungen Argentiniens zu der Achse meldete Reuters den Rücktritt des argentinischen Justizministers des Innenministers und des Landwirtschaftsministers. Ferner sind drei hohe Beamte dem Beispiel der Minister gefolgt.

Diese Regierungskrise in Buenos Aires läßt den Rückschlag zu, daß keine Einigkeit im Kabinett Ramirez über den Bruch Argentiniens zur Achse bestanden hat. Es ist sehr zu bezweifeln, ob das argentinische Volk den diplomatischen Akt seiner Regierung billigt. So hebt z. B. die Schweizer Zeitung „Bund“ hervor, daß sich Ramirez nicht auf einen Beschluß des argentinischen Parlaments stützen könne und es sich daher erweisen müsse, ob er dem inneren Frieden diene.

Neue Kreuz-Lotterie 1944

Berlin, 23. Januar. Der Reichsminister des Innern hat mit Zustimmung des Reichsgeldministers der RDA eine neue Kreuz-Lotterie 1944 genehmigt. Dabei werden drei Millionen Einzellose zu je 50 Pf. oder entsprechende Doppellose ausgesetzt. Die Verlosung der Lose läuft vom 17. Mai bis 14. August, während die Ziehung vom 15. bis 18. August in Berlin stattfindet.

Erstehen zur Arbeit, unnötigen Urlaub oder verlängerte Krankheitsdauer festbare Arbeitszeit verloren geht, ist es auf der anderen Seite Sache des Betriebsführers, die Freude des einzelnen an seiner Arbeit zu fördern und die Lasten des täglichen Lebens zu erleichtern.

Ueber die letzten Erfahrungen bei der Verfassung von Verträgen gegen die Arbeitsdisziplin berichtet sodann Dr. Koves. Erfolgreich war seine Feststellung, daß im Gau Düsseldorf die Zahl der „motorischen Bummelanten“ nur sehr gering ist, wie denn überhaupt der Arbeitsdisziplin des deutschen Menschen im ganzen lediglich das beste nachgefragt werden kann. Wo indessen Verträge gegen die Arbeitsordnung oder leichtfertige Bummelanten zu beobachten sind, haben die Betriebsführer von sich aus alles zu tun, um durch Verweise oder Strafen, die bis zur Einbehaltung eines Wochenlohnes gehen können, die Säumnigen zu erziehen und mit der Lehre solcher Beispiele den anderen zu zeigen, wie eine echte nationalsozialistische Arbeitsauffassung ausgerichtet sein muß. Da der Betriebsführer für die Ordnung in seinem Betriebe verantwortlich ist, muß er selbst auch alles bekämpfen, was diese Ordnung untergräbt, und so wird sich im allgemeinen ein Einvernehmen der Behörden erübrigen. Gerade weil der überwiegende Teil der deutschen Arbeiterschaft pfeifert, fleißig und einsatzfähig ist, muß ein verstärktes Vorgehen gegen undisziplinierte Augenweider als doppelt notwendig und berechtigt gelten. Auch hatte sich jeder Schaffende stets vor Augen, daß die Haltung der Jugendlichen im Betrieb weitgehend von dem Vorbild und dem Charakter der älteren Arbeitskameraden bestimmt wird! Handelt der deutsche Arbeiter in der Heimat mit der gleichen, selbstverständlichen Disziplin wie der Soldat draußen an der Front, werden auch in diesem Jahre wieder alle Aufgaben des Arbeitseinsatzes gemeistert werden!

Gauverwalter: Hans Christian Meyer
Berlin u. Druck: B. Straßer, Wuppertal-Geiselsberg
Fernruf-Sammelnummer 306 01.

kannte mich, war ein bewährter Arbeiter, den Wägen nahm alles, was er offener Fenster tücht berechnete.

Nach einer Gesprächs-Rede, die er endete, ließ er mich wissen, daß ich bei ihm sein sollte.

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

„Zu wem?“

Warum Lowise nicht „Frü Pastern“ werden konnte

Von M. Werner

Penning's Wallach war krank, seit gestern mälerte er am Futter — so berichtete wenigstens der Großbauer Penning seiner Frau. Hanne ließ den Stridtrumpf sinken und meinte gemächlich: „Bei wir Kollt hebbn, Fernand.“

„Aee, Hanne, 's trommelt em nich em Flew. Dat is keen Kollt nich. Dat möt wat anners sin. Ad bew doch lewer 'n Dokter bestell“, fügte er so nebenher hinzu, ließ sich dann im Sorgenstuhl nieder und beschloß, bis zum Kaffee ein bißchen über den Bettelrand nachzudenken. Hanne aber legte den Strumpf beiseite und ging zur Küche, wo die braune Kanne schon dampfend auf dem blubbernden Kessel trohnte.

„Dat Pierd, dat is ganz gut bi Weg“, murmelte sie in sich hinein, „bei will man bloß un' Viehdokter her hebbn, dat de weder mal Lowisen tau sehn bekommt.“ — Un Lowis fuß doch Fru Pastern wern. Sie trug den Kaffee in die Küche und stellte Tassen und den gewaltigen Kaffeebecher daneben.

Da erscholl Hufschlag und Wagenrollen auf der Landstraße, und wenig später erschien im Türhahmen die wichtige Gestalt des Tierarztes, ein Herr, der für seine drei Fahrzeute ein ganz imposantes Bäuchlein vor sich trug.

„Grüß Gott, Frau Penning“, begrüßte er die Bäuerin, „da tommt ich wahrhaftig zu 'ner Tasse Sonntagskaffee zurecht.“

„Uns wäre lieber, wenn Sie uns bloß wegen der Tasse Kaffee besuchen wollten“, meinte Penning. „Na, Herr Penning, mit dem Braunen wird's ja nicht gleich zu Ende gehen. Den werden wir hoch bringen. Ich will mir den Patienten gleich mal ansehen.“

Doch der Bauer schien es mit dem kranken Pferde nicht so eilig zu haben und sagte: „Erst stärken Sie sich man 'n bißchen, Herr Doktor. Der Wallach scheint sich etwas erholt zu haben.“

„Ach, das Fräulein Lowise“, fuhr jetzt der Arzt erfreut herum und ging dem jungen Mädchen entgegen, das eben leichtfüßig mit einem jungen Bauern in die Stube trat. Penning's Nichte, die fast wie ein Stadtmädchen. Nur die braune Verbrennung ihrer entblößten Arme und des frischen hübschen Gesichtes, aus dem ein Paar gefährliche Augen strahlten, verriet ihre enge Beziehung zur heimatischen Scholle. Sie reichte dem jungen Doktor mit sprödem Nicken und hübschem Gesichtsausdruck die Hand und widmete sich dann schweigend der letzten Zurückung des Kaffees.

„Wie für es Fräulein Lowise von der Hand geht, die geborene Hausfrau“, räumte der Tierarzt seinem Gastgeber zu. Der vergaß seine Mundpartie zu einem Schmunkeln, Hanne aber nahm die Anerkennung mit spöttischer Miene zur Kenntnis. „Au bitt' ich aber ordentlich zuzuhören“, nötigte sie den Gast. Nach einem Blick aus dem Fenster erhob sie sich eilig und verkündete freudig, indem sie dabei in ihr gewohntes Blatt versank: „Da kommt of all de Herr Pastern.“ Dann holte sie einen Stuhl herbei, den sie zwischen den übrigen und Lowisen schob, ein Gebaren, das das Zögern mit Unwillen versetzte.

„Na, das ist aber wirklich eine Freude und Ehre, Herr Pastern“, begrüßte Hanne den Ankömmling, und der Bauer neigte seine mächtige Gestalt zu einem Diener, als er dem jungen Geistlichen die Hand reichte.

„Gott grüße Sie, meine liebe Frau Penning, und Sie, mein verehrter Hausvater“, sagte er. Dann begrüßte er Lowise und mit würdigem Kopfnicken den Doktor.

„Un das is Nachbar Stortmann sein Fried, der bei mir in die Lehre geht“, stellte der Bauer den schlanke jungen Mann vor.

Der schöne Sonntagskaffee ist gewiß Ihr Werk, Fräulein Lowise“, begann der junge Pastor. Der Vater aber erwiderte: „Aee, das läßt sich Mutter noch nicht nehmen.“

„Das lernst sich am besten, wenn man erst selbst so 'nen Haushalt führt, was, Fräulein Lowise?“ schärfte der Doktor augenzwinkernd, worauf des Pfarrers Augen mit milder Frage zu der Tochter des Hauses hinüberglitten. Lowise aber machte ein schnippisches Mäulchen und blieb wortlos.

So verlief denn dieser Sonntag ohne besondere Verrückungen.

„Na, Mudder, wie is dat denn nu mit Lowis?“ begann eines Tages der Bauer.

„Aee, Fernand“, antwortete Frau Hanne kopfschüttelnd, „den Doktor, den mög sei nich mögen. Sei is sei tau utladen, hätt sei seggt.“

„Gottsdumme! Tau utladen? Un de Pastor? Is de nu woll 'n staatschen Kierl!“ — Spillerig wie 'n olen Puppenstängel.“

„Bei blivt doch immer 'n Pastor. Badder, un bewi Ansehn unner de Lid. Wenn Lowis erscht Fru Pastern.“

„Ach mei din Fru Pastern, Hanne“. As Fru Doktor hadd sei dat allete Ansehn un mehr. De Doktor tau utladen! De Dunner of! Sei is aber 'n Dokter! Un wi hebbn unsf Vieh denn unner Upsicht. Kann dat din Pastor? Nich mal bespreken kann bei dat Vieh!“

„Lowis will'n aber doch nu mal nich hebbn“, brummelte Hanne.

„Lowis! Lowis!“ donnerte da Vater Penning durchs Fenster in den Hof hinaus.

„Ja doch, Badder, ich komm!“ und einen Augenblick später steckte Lowise ihren blonden Kopf durch die Tür.

„Nu sebb di man dal, Mädel, un sei mal 'n beeten tauänglich.“ begann Vater Penning das Verhör. „Worum magst du den Doktor nich lieben? Worum magst du em nich tau'm Mann hebbn, min Tochter?“

„Aee, Badder, bei is mi tau . . . tau upplustert mei sin dicke Rieb.“

„Wat'n Dufend, tau upplustert! Weil bei 'n beet gaud em Futter is? Davor is bei doch och Dokter, Mädel!“ — Na un de Herr Pastor? De is di nich tau . . . tau“

„De is mi tau spadt un tau tranig, Badder.“

„De is sei nu tau tranig!“ rief Mutter Hanne kopfschüttelnd. „Un segg bloß, Mädel, up wen eenen wißt du denn woaren? 'n Prinz kömmt di doch nich holen, Lowis!“

„Ich will . . . ich möchte . . .“ setzte Lowise plötzlich hochbeutlich an.

„Na was, mie Tochter?“ forschte Penning und packte seine Niesenhand auf Lowisen's schlanke Finger.

„Fried muß ich heiraten“, wimmerte Lowis in Zerknirschung und Seigheit.

„Alle guten Geister . . .“ entsetzte sich Mutter Penning. „Fried!“

Das Geständnis war niedererschmetternd. Nach als sich Lowise längst aus der Stube gedrückt hatte, saßen Vater und Mutter ganz erschrocken da.

„Nu is dat denn woll ut met Fru Dokter“, sagte der Bauer.

„Un met Fru Pastor“, meinte Mutter Hanne.

Aber was half's? Die Hochzeit wurde hastig betrieben. Mebrigens, der Fried, alles, was recht ist — tüchtiger Landwirt, und ein hübscher Bauernhof hina ihm auch am Hochzeitstisch.

Der Herr Doktor entschuldigte seine Hochzeit, abfage mit einem schweren Koffer, und der Herr Pastor hatte einen dicken Koffer im Halse, als er den Ehegegnen sprach. Dafür war es aber ein alldisches Paar, das dann zwischen Vater und Mutter um den großen Kaffeebecher sah, und der Fried war doch „n ganz annern Kierl as de Dokter un de Pastor.“

Aber es vergingen Wochen auf Woche, und von dem bedrohlichen, jetzt aber heimlich herbeigesehten Ehegegnen war immer noch nichts zu merken. Bis schließlich Mutter Hanne die junge Frau beiseite nahm und sagte:

„Nu segg man bloß, min Tochter, id weet gar nich, hadd dat denn nu so preffiert me de Hochzeit?“

„Ch nee, Mudder, dat hadd et so eigentlich nich“, gekand Frau Lowis, ein wenig schuldbeuht.

„Na un dat Kleene, Lowis?“ wisperte Mutter Hanne beargerig.

„Dat Kleene, Mudder . . . dat Kleene? — da an wi nu man grad erst bi!“

Die Kinderzeche

Eine Erinnerung aus Dinkelsbühl

Als wir vom Bahnhof Dinkelsbühl zum Wasen gingen, mußten wir uns erst einmal die Augen reiben: Vor dem Prospekt der mittelalterlichen Stadt lagerte ein Heerhaufen mit Troß, Zelten, Kartäunen und Planwagen. Mächtige Kupferkegel hingen an den schräg gestellten Speichen über dem offenen Feuer, dessen grauer Rauch bärtigen Kriegern im Büffelfeller und Federhut die Augen beizte. Die Marktfenderin, anzusehn wie die Landstörzerin Kurassche, ging durch die Lagergassen und freudig die Zinnbecher, derbe Späße flogen der hochgeschürzten nach, Gelächter flatterte zum madonnenmantelblauen Fußhimmel hinauf, und wir — nur wir kamen uns in unseren Anzügen von der Stange einigermaßen komisch vor.

Man schrieb das Jahr 1938. Und dann ein solches Bild? Dinkelsbühl feierte die Kinderzeche, und nahezu alles, was keine hatte, war als Landsknecht, als Pappenheimer, als Schwede oder als friderizianischer Soldat gerüstet.

Sechsjährige laufen als Kornett in blauweißer Montur durch die Gassen, artige Kolofodamen mit weißen Perücken haben ihre Schullektion ver-gessen (la mère de ma mère est mon oncle) und sitzen huldvoll vor der geizigen Kamera. Motive die Fülle — Dinkelsbühl war verzaubert!

Vor der mächtigen Georgskirche, die dem Bürgerholz ihre Entstehung verdankt, lächelt der Märchenbater Christoph von Schmid wohlgefällig vom hohen Postament herab. Das bunte Treiben der Kinderzeche ist so recht nach seinem Herzen. In Erz geformt, scheint er die Regie des Tages übernommen zu haben.

Bauern und Schaulustige strömen durch die hohen, breiten und dicken Tore in die Stadt. Sie ist wie Rothenburg wohl erhalten, kein Stein aus dem Mittelalter fehlt an den trüglichen Wehgang-mauern, kein Ziegel auf den Zunderbuttinnen, kein Balken im Gefüge der breitbrüstigen Bürgerhäuser, deren Fronten am Weinmarkt einen Saal bilden. Die Gasthäuser ringsum sind die Mägen, ihre weißprossigen Fenster mit den Scheibengardinen die Logen. Es riecht nach Fett und Wurst — während man das Schauspiel der Schwedenlänze aus West-Götta da draußen genießt, werden ganze Girlanden von Regensburgern und Treuchlingern verpußt, dazu weißes Brot und kühler Franken-

wein und würziges Bier aus dickwandigen Kugelgläsern. Fanfaren! Ein neuer Tanz beginnt, ein Schwertertanz, zu dem altmodische Instru-mente eine kriegerische Musik machen. Die Figuren der Melodie und die Gestalten der jugendlichen Tänzer verschmelzen zu einem einzigen holden Wohlklang.

Und jetzt, nach einem farbenfrohen fränkischen Jänstanz, eilt alles zur Schranne, einem hoch-giebligen riesigen Festsaal aus der Zeit der Reichsfreiheit des Stadthauses an der Dr.-Mar-tin-Luther-Straße, die das schöne Rothenburger-tor am türmerischen Hospital abschließt. Im ehr-würdigen Schrannefsaal mit den Wappen der Dinkelsbühler Patrizierfamilien führen einheimi-sche Laienschauspieler das historische Festspiel der Kinderzeche auf. Der Münchner Dramaturg Hof-rat Ludwig Stolz hat es verfaßt und es ist seit der Uraufführung im Jahre 1897 auch heute noch seiner Wirkung sicher. Nicht minder die festliche Oubertüre vom Städtischen Obermusikmeister Kretz und das Nachspiel, das die Uebergabe der Stadt an die Schweden und ihre Rettung durch die Kinder darstellt.

Am Börsnplatz, wo der Rühlengraben mit der rauschenden Börsn eine Insel bildet, braucht man keine Anstalten — Nathaus, Georgenchor, Treppengiebel, Nachverhäuser, Volkstengel, ge-schmiedete Zunftzeichen, Löwenbrünnen und Torturm umrahmen das bunte Bild des Fest-zuges, der sich durch die schauenswerte Menage sei-nen Weg durch die alte Stadt sucht bis zur Schranne, vor der ein kleiner Obrist vom Ana-benbataillon hoch zu Ross seinen althergebrachten Spruch verkündet. Der Tag schließt mit einem Konzert der berühmten Musikkapelle des Kolofa-Anabenbataillons in Dreißig- und Anspäma-schen. Volksteile in der Zeitstadt auf dem Schießwiesen halten noch bis zum Mittwoch die Stadt in Bewegung — der Verbrauch an Fest-lad, den knusprigen Schneckenmüdeln soll ersaum-lich groß sein.

Schneckenmüdeln werden wohl auch der Haupt-bestandteil der „Zeche“ gewesen sein, die den Kin-



bern am Dankfesttag der Rettung Dinkelsbühls durch Stützungen zuteil wurde — wenn auch be-richtet wird, daß die Lateinschüler in Erinnerung an ein mittelalterliches Schulfest jährlich einmal auf öffentliche Kosten zechen durften. Das mag zur Namensgebung beigetragen haben, den Kern der Kinderzeche hat man aber im Fußfall der halbwegsigen, blondköpfigen „Kinderlore“ und ihres Anhangs von Mädchen und Anaben vor dem schwedischen Feldhauptmann zu suchen. Ihren Bitten gelang es, die Stadt mit den festen Mau-ern, mit dem Seeringer und Rördinger Tor an der maulerischen Stadtmühle, mit dem Faulsturm, Salzbarienturm, Weisenturm, mit Kornhäusern, Spitalern, Mühlen und stolzen Patrizierhäusern vor der Plünderung und Zerstörung des Feindes im Jahre 1632 zu bewahren.

Als der Abend sank, fuhren wir nach Rörd-lingen. Die alte Stadt erschien uns seltsam un-belebt und grau — fast wie ein Museum für Al-tertümer. Die erlebte bunte Vergangenheit der Dinkelsbühler Kinderzeche nahm wohl noch die Sinne allzu stark in Anspruch — bis heute, da das Spiel ruhen wird. Später, nach dem Siege, wer-den die Kinder von Dinkelsbühl wieder zechen dürfen — wenn auch nur Schneckenmüdeln.

Dr. Ludwig Lindner.

74 392 Stiche für einen Anzug

Desjo Gatz, ein ungarischer Schneider, hatte vor einiger Zeit eine heftige Auseinandersetzung mit einem Kunden. Ursache des Streites war der Wunsch des Besuchers nach einem etwas billigeren Preis, wobei er spöttisch behauptete, der verlangte Preis für einen Anzug sei angesichts der „paar Nadelstiche“ übertrieben hoch. Gatz, der sich in seinem beruflichen Ehrgeiz stark getroffen fühlte, wollte nun versuchen, die Stiche zu zählen, die zur Herstellung eines gewöhnlichen Anzugs für einen Mann von Durchschnittsgröße erforderlich sind. Desjo Gatz stellte fest, daß für besagten Anzug insgesamt 74 392 Stiche notwendig waren, von denen 35 679 mit der Maschine und 38 713 mit der Hand getan werden mußten. Die Nade allein verlangte 20 273 Maschinen- und 22 014 Hand-nadelstiche, während die Herstellung der Hufe 10 498 Maschinen- und 786 Handstiche benötigte. Diese sensationellen Ziffern gab Herr Gatz sofort sämtlichen Schneidern Ungarns bekannt, die heute an Hand dieser erschreckenden Angaben verfluchen, fleischende Kunden oder hartnäckige Schuldner von der Richtigkeit ihrer Forderungen zu überzeugen.

Marie hob ihre langen, dunklen Wimpern und sah Helmut tief in die blau leuchtenden Augen. „Pastor Geh ist hier!“ rief die Stimme Gustes aus dem Flur.

„Wir sind bereit“, antworteten sie ernst. Die Sonne ruhte auf der St. Laurentzi-Kirche in Jyehoe, lichte Streifen zogen durch die Wollen bis hoch hinauf in den zarten blauen Himmel. Die tiefe, festerliche Stille rings umher wurde nur durch das Läuten der Glocken unterbrochen.

Vor dem Kircheneingang standen uralte Bäume, überwölbt den Platz mit ihren frühlingsfrischen Laubkronen. Die Stiege, die zum Kirchenportal führte, war mit dickem Moos bedeckt, langes Gras wuchs zwischen den Steinfliesen. Die Mauer der Kirche war von dunkelgrünem Efeu umspinnen. Auf dem Kreuz über dem Eingang lag ein Vögel-chen und janz.

(Schluß folgt.)



Die Träne

Häufig auch männlichen Geschlechts, völlig hilflos, weilt fremder Mann vom Mond. „Das muß einem doch gesagt werden! Geh! nicht auch ohne?“ Ohne! Ohne Kohlen geht's nicht. Und ohne Kohlen! Darum geht es gerade Da, wo er heute einmal leichter eindringen kann, muß er um so mehr verfolgt werden, immer nach dem Rezept: Halte die Wärme im Haus und in der Stube! Abdrücken, zuzugeln, Kampf den Ritten und Spalten — der Zweck heiligt die Mittel!

Auch Ausnahmezustände entbinden keinen — auch nicht die „Tränen“ — von den unveränderten Pflichten im Kampf gegen Kohlenklau, den Wärmedieb!

Und jetzt mal Hand aufs Herz:

Halt Du den Spiegel vors Gesicht. Bist Du oder bist Du nicht?

Aber Herr Fahnenjunker..!

Ein Roman um den jungen Hatten von Alexander v. Thayer

(39. Fortsetzung)

Der alte Huttenstraffer hatte wirklich recht. Vogel sah nicht, wie um ihn die Blumenhüte im Kreise flogen, von den bunten Bändern an den weißgeputzten Armen gehalten. Er sah nicht, wie im Tanz die losen Locken wehten und busige Köpfechen rauschten. Da sah er lieber durch das Fenster des Ballsaales zu dem dunklen altvertrauten Stiefelsturm hinaus.

Er schaute sich nach den stillen Nächten Klein-astens und der Wüste, nach dem segnenden Rufe des Ruzgins von den Winarets . . . Dieses Wien war ein Frohstimm, der an seinem Herzen nagte. War ein ewiges Flüstern unter blühenden Nickerbäumen . . .

Bald würde ihn der Bug des Schiffes die Donau abwärts tragen. Vogel konnte die Stunde nicht mehr erwarten.

Er pühte sich ein kleines Straußenfederchen von seinem grauen Frack, ein Federchen, das sich von einem Mädchenfächer gelöst hatte. Aus den Taschen seiner weißen Weste hing eine schwere, goldene Uhrkette. Neben seinem Wappenstein glitzerte ein mächtiger Brillant. Vogel betrachtete nehmütig seine Finger. Das hatte der kaiserliche Rat Ebe-seder verlangt. Man mußte auftreten, wenn man für das Bankhaus Schöller arbeitete.

Da näherte sich ihm ein goldbekleideter Diener. Ob Euer Gnaden der Herr Leutnant Vogel wären? Eine Demoiselle stünde draußen in Begleitung einer älteren Dame . . .

Vogel suchte mit den Achseln. „Er wird sich geirrt haben.“

„Nein, nein, den Herrn Leutnant Vogel vom Bankhaus Schöller hätte die Demoiselle verlangt. Und da er den Gnadigen Herrn eben mit dem Hofrat Huttenstraffer gesehen hätte . . . mit Ver-laub . . . zu lazen . . .“

So ähnlich hatte der Diener gesprochen. Vogel ging langsam durch die tanzenben Reihen. Wer konnte nach ihm verlangen. Ihm war alles so gleichgültig, so unendlich gleichgültig.

Und dann stand er vor Jse . . .

Fast erschrocken sah er sie an.

„Du bist nach Wien gekommen?“

„Nur auf wenige Tage“, lachte sie. „Mutter

und ich besorgen meine Aussteuer. Ich heirate nämlich.“

Da wurde es kalt in ihm. Sein Herz frampfte sich in wildem Web. Träumte er das alles? So sprach Jse nicht. Nie.

Aber er hatte nicht geträumt. Mit einem Freu-densschrei schlang Jse ihren Arm um seinen Hals, preßte ihre glühenden Lippen wieder und wieder auf seinen Mund. Sie legte ihre Wangen an seine, sie schaute durch ihre Tränen in seine Augen.

Menschen gingen vorbei . . . junge, heitere Menschen, sie sahen die beiden und lachten.

Man war ja in Wien!

Sprachlos vor Nüchternheit und Seligkeit um-schlang er das weinende und lachende Mädchen.

Vogel war wie gelendet und trunken. Er war wie jemand, der aus einem Traum zur Wirklich-keit erwacht und nicht zu sprechen, kaum zu atmen wagt, um das, was er für einen wundervollen Traum hält, nicht zu verschrecken.

„Vater hat eingewilligt“, flüsterte sie ihm ins Ohr. „Wir haben Marie getroffen. In Lauter-berg. Wolke hat so schön von dir gesprochen.“

Vogel schloß die Augen. Wolke stand in seinen Gedanken vor ihm. Wolke, sein Wolke! Den er liebe und bewunderte . . .

Nun stand Frau Richter neben den beiden. Vogel beugte sich tief über ihre zarte, maitgeäderte Hand und küßte sie voller Ehrfurcht.

Endlich verschwand seine Traumseligkeit, das Entzücken über die föhliche Wirklichkeit wurde zum Freundtaumel. Wie hatte er im Leben Ruhe ge-habt, nie war sein Herz leicht gewesen. Jetzt aber überlief ihn das Glück, nach dem er durch Jahre gehungert. Er zog Jse in den Saal.

Er preßte ihre zitternde Gestalt an seine Brust. Die Klänge des Balzers hüllten sie beide ein in nie geahnte Seligkeit.

Friedrich Vogel tanzte ins neue Leben . . .

Zum letzten Male als junges Mädchen stieg Marie auf den grün bespöckerten Fußstempel und riß ein Blatt von dem Wandfaleider, dessen Rah-men von ihr selbst einmal zum Geburtstag der Mutter gestiftet worden war.

20. April 1842.

Marie wandte das Blatt und las den Kalender-spruch. Mit der Kengierde und dem Glauben, mit dem sie dies schon als Kind getan hatte.

„Die Liebe währt immerdar!“

„Helmut, sieh doch“, rief sie durch die Tür.

„Der selbe Spruch wie an dem Tage, an dem wir unsere Liebe erkannten . . .“

Der Spieler

Von Heinz Scharp

Im Zug nach Monte Carlo sah eine Dame, ihr gegenüber ein Herr. Ah! ... und Gott Amor steht zwischen den beiden eine bärte Kurzglocke ...

Gemach, gemacht! Die scharfen Gesichtszüge der Dame mochten ihr in der Mädchenzeit einen maritimen Reiz verliehen haben, jetzt im Alter gab sie ihr etwas Raubbogelartiges. „Dame mit Geierkopf“ hätte unter ihrem Portrait stehen können.

Der Herr war ebenfalls keine bloße Erscheinung in den besten Jahren, sondern gewann bei näherer Betrachtung durch einen Stich ins Dämonische, sein Gesicht war durchfurcht von Leidenschaften, die rotumrandeten Augen zeigten von einem Dangehen bei Nacht und feine Hände, o, diese harte geäderten, fahrigten Hände verrieten den Spieler. Er machte andauernd ein Zeichen in ein Notizbuch, sah dazwischen gedankvoll zum Fenster hinaus, seine Denkmäler liefen sichtlich auf hohen Touren.

Die alte Dame betrachtete ihn interessiert. Ein Systemspieler, durchschaute es sie, einer der viel leicht schon einmal die Bank gesprengt hatte oder daran war, dies zu tun, vor Erregung stieß sie wie ein Puffard die Luft durch ihre Sabichnase aus. Sie mußte mit dem Mann ins Gespräch kommen.

„Entschuldigen Sie“, sagte sie, „könnte man nicht einen Augenblick das Fenster öffnen, es ist so schwül hier?“ „Gern“, willfahrte der Herr ihrem Wunsch, um sich dann gleich wieder seiner Arbeit hinzugeben. Die Dame fuhr wie auf Nadeln. Nach einer kleinen Anstandsphase setzte sie zur zweiten Attacke an. „Entschuldigen Sie“, ließ sie sich mit trübender Stimme vernehmen, „könnte man das Fenster nicht schließen, es zieht?“ „Gern“, sagte der Herr, er schloß das Fenster, er schloß das Fenster, er schloß das Fenster.

„Sie fahren auch nach Monte Carlo, um das Kasino aufzusuchen?“ fragte sie. „Der Herr nicht, obwohl er sich lieber taub gestellt hätte. Er hatte seine Erfahrungen mit geistreichen Bekanntschaften.“

„Sie spielen nicht zum erstenmal?“ forschte sie weiter. „Nein, ich spiele seit Jahren.“ Er sagte das ohne viel Aufhebens.

Die Augen der alten Dame begannen immer mehr zu funkeln. Also hatte sie den Mann doch richtig getippt. „Und spielen Sie immer mit Erfolg?“ drang sie neugierig in ihn.

Der Gefragte klopfte dreimal auf das Fensterholz. „Mit einer Serie von Erfolgen“, zwinkerte er.

„Ah“, sank die Dame in sich zusammen, „und ich Unglücksrabe verliere immer, ich habe schon ein Vermögen in Monte verloren. Trotzdem zieht es mich stets wieder hierher. Frauen sollten überhaupt nicht an die Roulettelette gelassen werden.“

„Dann würden die Spielfälle bald leer stehen“, meinte der Herr. „Die Roulette ist ja nicht auf die männliche, sondern auf die weibliche Pische zugeschnitten. Ihre 36 Nummern sind eine glänzende Konzeption an die Frau. Damit sie ohne Corriger la fortuna ihr Alter legen kann, womit jede Frau ihr Debut beim Spiel beginnt.“

„O Gott, und was mache ich mit meinen 72 Jahren?“ seufzte die Unglückliche, die bereits dreizehnmalig Lenz hinter sich hatte.

„Sie sehen beharrlich zweimal hintereinander auf 36 und der Croupier wird Ihnen Berge von Jetons zuschieben.“

Die alte Dame hatte den Mann am liebsten umarmt. Sie fand ihn einfach herrlich. Seine Augen lobten, seine Finger juckten, der Spieler in ihm war erwacht. Vor Aufregung begann sie immer mehr mit dem Kopf zu wackeln. Diese Bekanntschaft hatte ihr die Göttin Fortuna in den

Weg geführt, spät, aber doch. „Ach“, sprach sie mit leichter Polemik, „ich kann einfach ohne diese erregende Spielfauna nicht leben, sie macht mich schwindlig, einfach berauscht, ich verliere völlig den Kopf und vermag nicht mehr aufzuhören zu spielen. Geht es Ihnen auch so?“

„Nein“, sagte der Herr, „ich weiß genau den Zeitpunkt, wann ich aufhören habe.“

„Mein Herr“, nahm sich nun die Dame ein Herz, „würden Sie mich an Ihrem Spiel einmal teilnehmen lassen?“

„Mit Vergnügen“, belam sie zur Antwort. „Vor Seligkeit rutschte sie beinahe vom Sitz.“

„Ich sah Sie vorhin Aufzeichnungen in ihr Buch machen“, rang sie nach Luft. „Sie spielen wohl nach einem System? Auch ich kenne verschiedene Systeme. Wollen Sie mir nicht verraten, was Sie spielen?“

„Gern“, sagte der Herr, ich spiele Cello im Kasino-Orchester.“

Ein Abend im „Schwarzen Ferkel“

Eine Plauderei von Max Monato

Um die Jahrhundertwende zog es mancher Dichter Skandinavien vor, sein Domizil in Deutschland aufzusuchen, weil damals Berlin der geistige Mittelpunkt der künstlerischen Welt war. Auf allen Gebieten der Kunst herrschte Revolution!

Im „Schwarzen Ferkel“ trafen sich allabendlich Künstler und Kunstbegeisterte zu geschäftlichen Diskussionen. Dieses „Schwarze Ferkel“ war eine kleine Probierstube und lag von der Außenwelt kaum beachtet, an der Ecke der Neuen Wilhelmstraße und „Unter den Linden“. Es ging die Sage, daß der „Herbergsbater“ der glückliche Besitzer von annähernd 900 verschiedenen Schnäpsen war, angefangen vom schwedischen Punsch bis zum japanischen Reizwein! Stürmende Kämpfer, deren Namen heute längst zum Begriff wurden, posierten allabendlich beim schäumenden Becher bis in den hellen Morgen hinein und die Genieblitze funkelten und sprühten nur so.

Da sah u. a. Eduard Münch, der norddeutsche Maler, der auf Einladung des Vereins Berliner Künstler seine erste Kollektivausstellung in Berlin veranstaltete, neben seinem Kollegen Christian Krogh, einem der bedeutendsten Partristmalen Norwegens, und unterhielt sich mit dem dänischen Dichter Gunnar Heiberg. In ihrer unmittelbaren Nähe der junge Gerhart Hauptmann, noch wenig beachtet, im Gespräch mit Richard Dehmel, der sich als Versuchsbekehrter recht und schlecht durchs Leben schlagen mußte. Beiden gegenüber Carl Ludwig Schleich, damals noch Assistent bei Birchow, dem großen Schauspielers Josef Kainz seine neueste Dichtung „Attila“ vorlesend. Schleich, der Entdecker der Sozialanthropologie, schwankte zu jener Zeit in seinem Entschluß, ob er nicht doch lieber die Medizin mit dem Pegasus vertauschen sollte. Am Ende der Runde thronte August Strindberg. Mit seinen schwedischen Landsleuten, den Dichtern Cla Hansson und Adolf Paul, disputierte er eifrig darüber, ob die Zensur endlich seine „Gläubigen“ für Berlin freigeben würde. Nach der Uräußerung im Residenztheater strömte ganz Berlin wochenlang zu den „Gläubigen“!

Strindberg war zu jener Zeit aus Schweden geflüchtet, teils aus politischen Gründen, teils vor seiner Ehe, und versuchte, fast mittellos, sich in Berlin eine neue Heimat aufzubauen. Deutschland hat das große Verdienst, diese überragende geistige Persönlichkeit erkannt und sein Schaffen gefördert zu haben. Schweden, sein Vaterland, sollte diesem genialen Dichter zu Lebzeiten kaum die ihm gebührende Anerkennung.

Eines Abends wurde Skandinavien großer Dichter Folger Drachmann erwartet. Drachmann, eine unverwundliche Botasgestalt im schloßweisen Haar, begrüßte Strindberg mit Rührung. Jeder von ihnen schwur darauf, daß der andere der größte Dichter der Welt sei. Man trank sofort Brüdersekt.

Ein Jugendwerk Ernst Hamsuns über Amerika. Im nordwestlichen Rundfunk wird ein sehr interessantes Jugendwerk Ernst Hamsuns der Vergessenheit entrissen, eine Abrechnung mit dem Amerikanismus, das der junge Dichter bei seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten unter dem Titel „Aus dem Geistesleben des modernen Amerika“ veröffentlicht hat. Der Inhalt des Buches wirkt ein charakteristisches Bild auf die Zustände in den USA. Es herrscht, so heißt es, der demokratische Vöbel, die Freiheit sei gelehrt und die Gerechtigkeit gefordert. Der nordwestliche Rundfunk bringt laufend einzelne Abschnitte aus dem Buch.

In Tokio soll ein Groß-Ostalien-Museum errichtet werden. Für den Bau wurden zunächst 6 Millionen bewilligt. Ein Ausschuss von 30 Gelehrten und Fachleuten unter Vorsitz des Kultusministers wurde mit der Leitung der Vorarbeiten betraut und wird demnächst Mitarbeiter zwecks Sammlung von Material in alle ostasiatischen Länder entsenden.

140 Jahre Stadttheater in Braunschweig. In diesem Jahre sind es 140 Jahre, daß der Mediziner Franz Arxler in Braunschweig gründete. Zunächst fanden Ballettgruppen in diesem Hause eine feste Stätte ihrer Wirksamkeit. Später verlegte man sich auch auf Opern.

„Strindberg!“ rief Drachmann begeistert aus. „Du bist bei Gott der einzige Mann auf der Welt, der wirklich schreiben kann! Du solltest uns die große Komödie dichten, die uns so hoch über uns selbst erhebt, daß wir über das Gend der Menschheit nur lachen können! Wozu in seinen Leiden wühlen? Das nützt nichts! Lachen darüber, lachen und nur lachen! Das ist das einzige! Unsere berühmten Leiden, was sind sie denn anders als 50 Prozent Phantasieprodukte! Zum Teufel mit allem Belidschmerz!“

Bei der achten Runde gestanden sie sich gegenseitig, daß keiner vom anderen jemals auch nur eine Zeile gelesen hatte!

Später - in vorgerückter Stunde - gerieten Strindberg und Dehmel hart aneinander. Strindberg verteilte mit Donnerstimm gegen den Naturalismus, den er verabscheute, während Dehmel ihn zu verteidigen suchte. Strindberg wurde immer ausfallender und tobte: „Zum Teufel mit eurem Naturalismus! Das ist nicht Kunst! Ihr dachtet euch nur unter den Fußtritt des Gemein!“

Daraufhin stand Dehmel entrüstet auf und verließ den Stammtisch. Strindberg, von dieser Wendung völlig überrascht, wurde plötzlich schweigsam. Dann brach auch er auf.

Zwei Stunden später kehrte er heiter und guter Dinge wieder zurück. Als man ihn nach dem Grund seiner Abwesenheit fragte, tadelt er: „Ich komme von Dehmel! Habe ihm abgebeten! Bin mit einer Droschke in seine Wohnung nach Pantoffel gefahren - mein letztes Geld. Traf ihn zu Hause. Ich sage mir immer: man kann ein Unrecht, das man getan, gar nicht schnell genug wieder gut machen, wenn man es in der Hand hat! Man soll nicht einen Augenblick verärgern, es auszugleichen. Wer kann wissen, wie schnell ein Unglück sich dazwischen schieben kann! ... Dehmel sagte gerührt zu mir: „Wenn wir uns so anbelien, was sollen dann die Hunde tun?“ Dar auf gab er mir einen Kuß und alles war vergessen! Nun trinken wir weiter!“ Auf solche Weise löste man dort Konflikte.

Dieser Kreis wurde durch ein Element gesprengt, das sonst an diesem Tisch verpönt war: eine Frau! ... Eingeführt durch Münch, der sie malte, trat sie ins „Schwarze Ferkel“ ein. Blond, schlank, elegant, mit höchstem Raffinement ausgestattet, so drang sie in die Schar dieser Geistesgößen und fing sich einen nach dem anderen ein. Aus dem Nebelland der skandinavischen Frauengeister tauchte sie auf und wurde „Aspasia“ getauft. Sie trug diesen Namen mit Recht. Strindberg haßte sie, und doch mußte er sie wie alle anderen - lieben. Eifersucht glomm am Stammtisch, bis sie eines Abends zur Flamme auflebte und alles um sich her verbrannte. Aspasia aber - das nordische Rätsel - verschwand und ward nie mehr gesehen.

DER SPORT

Die Niederrhein-Kadaver für Hamburg

Die Fußball-Auswahl des Sportvereins Niederreith, die am 6. Februar nach Hamburg zum Vergleichsspiel mit der Gaumannschaft von Groß-Hamburg fuhr, wird sich aus fünfzehn Spielern zusammenlegen, von denen erst an Ort und Stelle die endgültige Niederreith-Vertretung zusammengestellt werden soll. Den Hauptanteil stellen dabei erwartungsgemäß die beiden Auswärtler auf die Niederreith-Meisterschaft, die mit 23:1 Punkten führend die Niederreith (48/49 und Spielverein) und der mit 20:4 Punkten an zweiter Stelle liegende Titelverteidiger SV. Westende Hamburg, aus deren Reihen fünf bzw. vier Spieler die Reise nach Hamburg mitmachen. Dazu gesellen sich drei Mann von TuS. Helene Essen und je einer von der ASV. Oberhausen, VfL. Bentzen und Fortuna Düsseldorf. Insgesamt handelt es sich um eine Auswahl, die bewährter Kräfte, denen die Vertretung des niederreithischen Fußballsports in guten Händen liegen dürfte.

Die fünfzehn Spieler sind im einzelnen: Peder (ASV. Duisburg), Köster (Westende) als Torhüter, Drielen, Ried (beide Duisburg), Besselt (Helene) als Verteidiger, Pfaff, Arelenberg (Westende), Kowatz, Bollenbaur (beide Duisburg), Bessel (Westende), Engel (Oberhausen), Ganslitz (Fortuna) und Vitsen (Bentzen) als Stürmer.

Fußball-Bilanz 1943

Elf Länderspiele ausgetragen

Der Fußball-Weltverband, die FIFA, legt die amtliche Bilanz der im Jahre 1943 auf dem europäischen Kontinent ausgetragenen Länderspiele vor. Insgesamt wurden elf Spiele veranstaltet, von denen die Ungarn allein fünf bestritten. Es folgten dann Schweden mit vier, die Slowakei mit drei, Kroatiens, Finnland und die Schweiz mit je zwei Kämpfen. Bulgarien, Rumänien und Dänemark mit je einem Spiel.

Gewertet nach den Erfolgen muß den am meisten beschäftigten Ungarn die Krone zuerkannt werden. Die Magyaren haben vier Siege über die Schweiz, Bulgarien, Schweden und Finnland zu verzeichnen. Ein kleiner Schönheitsfehler ist nur die Niederlage im Kämpf gegen Schweden, die dazu noch in Budapest, 2:7 verloren gegen heimische Verbände. Die Skandinavier mußten sich außer von Ungarn noch von Dänemark geschlagen beugen und erlitten gegen Finnland nur ein Unentschieden. Kroatiens gewann seine beiden Begegnungen gegen die Slowakei, gegen die Rumänen 2:2. Die Schweiz verlor ihre beiden Länderspiele. Nachstehend die genauen Spielergebnisse: In Karam: Kroatiens - Slowakei 1:0; in Genf: Schweiz - Ungarn 1:3; in Vredburg: Slowakei - Kroatiens 1:3; in Sofia: Bulgarien - Ungarn 2:4; in Budapest: Rumänien gegen Slowakei 2:2; in Stockholm: Schweden - Schweiz 1:0; in Kopenhagen: Dänemark - Schweden 3:2; in Stockholm: Schweden - Ungarn 2:3; in Helsinki: Finnland - Ungarn 0:3; in Helsinki: Finnland - Schweden 1:1; in Budapest: Ungarn - Schweden 2:7.

Neue Jahreshefte von Schröder

Der Meister schwamm 100 Meter Waden in 1:10,8. Der zweifache deutsche Meister Obergf. U. 11. Schröder erstellte in Oslo beim Soldatenheimfest eine neue Jahresbestleistung im 100-Meter-Waden schwimmen. Er legte die Strecke in der ausgezeichneten Zeit von 1:10,8 zurück, aber auch der Zweite, Obergf. Bert, verbesserte sich auf 1:12,0. Schröder hatte über 50-Meter-Kraut einen schweren Kampf mit dem stark nach vorn gekommenen, aus Graubünden stammenden Gf. Marchewski zu bestehen, den er in 27,8 Sek. nur um Handschlag belegen konnte. Sein Erfolgs über 100 Meter Kraut in 1:02,2 war dagegen klar. Marchewski schlugte ebenfalls wie Gf. 1:04,5. Das 100-Meter-Brußschwimmen wurde in 1:20,2 von Bmt. Jede gewonnen.

Deutsche Jugend-Eishockey-Meisterschaft

In den Gruppenspielen der Deutschen Jugendmeisterschaften im Eishockey wurden in Prag die Gruppensieger mit Wdmann-Wädrin, Olshreken, Schwaben und Hochland bereits ermittelt. Die Spiele nahmen zum Teil einen überaus interessanten Verlauf, das konnte sich die harte Entscheidung der diesjährigen Meisterschaft, das Gebiet Schwaben, als Gruppensieger durch einen 6:1-Erfolg über Tiffelbort, das Berlin vorher 4:0 besiegt hatte, durchsetzen. Zwischen Eten und Hochland, die sich nach zweimaliger Verlängerung unentschieden trennten, mußte das Los über den Gruppensieger entscheiden, und das war den Hochländern günstig.

Der Rundfunk am Sonntag. Reichsprogramm: 8-8,30 Uhr: Orchestervorstellung von Grabner, Burckhardt, Adger und Spitta. - 8,30-9 Uhr: Vortragsabend der Jungfrauen: Lieber vom Reich. - 9-10,30 Uhr: Volkstümliches Konzert für großes Orchester. - 10,10-11 Uhr: „Der große Vaterland“. - 11-12,30 Uhr: Aus Wagners Werken. - 12,40-14 Uhr: Das deutsche Volkstheater. - 14,15-15 Uhr: Schöne Unterhaltungsmusik. - 15-16 Uhr: Aus deutschen Opern. - 16-18 Uhr: „Was sich Soldaten wünschen“. - 18-19 Uhr: Konzert der Berliner Philharmoniker. Leitung: Oswald Kabasta (Eroica von Beethoven). - 20-22 Uhr: Große deutsche Musik.

Der Rundfunk am Montag. Reichsprogramm: 14,15-15 Uhr: Klingende Kurzweil. - 15-16 Uhr: Solisten-Musik von Schumann mit schönen Stimmen und bekannten Instrumentalisten. - 16-17 Uhr: Schöne unterhaltende Lieder. - 17,15-18,30 Uhr: Dies und Das für euch zum Spaß. - 20,15-22 Uhr: Für jeden etwas.

Die Blöde - so und anders

Erschrecken Sie bitte nicht und stürzen Sie sich nicht auf mich, wenn ich fröhlich nachgrübele in geistige Unkosten, wenn Ihnen das Wort „Blöde“ eine große Unbekannte ist! Sie brauchen auch nicht anzunehmen, daß es sich hier um einen tüchtigen Druckfehler handelt oder gar ein Versehen Ihres geschätzten Auges. Noch viel weniger ist diese blödsinnige Mißgeburt ein Erzeugnis des oft genannten Kinderunwesens, dessen schöpferischer Reichtum Wände spricht. Nein, ich will Sie nicht länger auf die Folter spannen und mit dem freimütigen Geständnis beginnen, daß auch mir selbst die Blöde bis vor wenigen Tagen in meinem Vokabular fehlte. Sie ist nämlich eine ureigene, patentierte Erfindung meines alten Freundes Heinz, der sie mir jüngst unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mitteilte. So betrachtet, ist es ja eigentlich nicht sehr schön von mir, daß ich sie prompt an die große Glocke der Öffentlichkeit hänge, aber ich meine doch, den verehrten Lesern dies schuldig zu sein. Drücken wir uns genauer aus: nur das Wort „Blöde“ ist bis heute unbekannt, nicht aber der Begriff, den es umschreibt. Die sechs Buchstaben bedeuten nämlich eine ebenso einfache wie geniale Abkürzung der Worte „Blöde Frage“. Als solche sind Fragen anzusehen, die eine vernünftige Antwort schlechterdings ausschließen, weil sie entweder bereits durch die entsprechenden Umstände gegeben ist oder der aus der Situation ablesbare, blühende Unsinn der Frage nicht den Sinn eines ernsthaften Eingehens auf sie rechtfertigt. Denn jeder Wort verlangt nun einmal nach dem passenden Deckelchen!

Laßt uns, o Freunde, nach dieser grundrhythmischen Einleitung zu den praktischen Beispielen des konkreten Lebens übergehen! Nehmen wir einmal an, es regnet, nein, es regnet Windstößen. Wir sitzen irgendwo in der Wärme und Geborgenheit einer beheizten Gaststätte. Da öffnet sich die Tür, und herein stürzt ein guter Bekannter, tressend vor Wasser, in seinem Gesicht noch die Schrecken und deutlichen Spuren eines hoffnungslosen Kampfes mit der Gewalt eines eisigen Naturereignisses. Hand aufs Herz: wer von uns hat nicht in dieser Lage auch schon die wirklich überaus geistreich anmutende Frage gestellt: „Ach, es regnet wohl?“ Oder aber, wir stehen auf dem Balkon, haben jemand zum Zug gebracht. Eben hat das schäumende Dampfrohr mit seinem Anhang die Halle verlassen, das letzte Winken wird wegen Ausfallslosigkeit

eingesetzt. Da eilt irgendwer durch die Sperre, mit schweren Koffern in den Händen, steht nur noch in der Ferne ein entschwindendes Qualm-wölkchen und bleibt wie angeboren stehen. Die Züge spiegeln Enttäuschung wider, die Lippen formen sich zu einem Knuck. Wir aber wenden uns dem armen, bedauernswerten Opfer seiner angestammten Unpünktlichkeit oder widriger Umstände mit ehrlichem Mitleid zu und fragen teilnahmevoll: „Woher der Zug verpaßt?“ Sehen Sie, diese Fragen und tausend ähnlich gelagerte Neugierfragen eines wenig nachdenklichen Geistes bezeichnen mein Freund Heinz kurz und schmerzlos, schlicht und ohne heraus als typische Fälle einer Blöde. Der eifrig Lachende wird vermischt seiner Art mit solchen gedankenlosen Fragen mit einer leichten, mehrmaligen Drehung seiner Hand vor der Stirne und den dazu leise hingemurmerten Worten „Rattischeibe ... Totale Sonnenfinsternis“ plausiblen Ausdruck verleihen.

Einen besonders schönen, trassen Fall von Blöde, der geradezu als ein klassisches Schulbeispiel

Wuppertaler Filmprogramme

Das Silberfelder Ufa-Theater am Gutenberg-Platz (Wuppertal) bringt seit gestern den Zerrafilm „Gabriels Dambone“, dessen Drehbuch nach einem Schauspiel Richard Willingers von Hans Steinbock, dem hier erneut bewährten Regisseur, und Verarbeiten mit den künstlerisch notwendigen Erweiterungen und Umformungen gestaltet wurde. Die psychologisch meisterhafte Zeichnung der einzelnen Charaktere und Szenen, wie sie die literarische Vorlage auszeichnet, gibt auch der Filmgestaltung ihren besonderen Wert, und es steht dieser Ernst, seine Wahrheit und seine Verbundenheit, aber auch gütiges Versehen und flüchtige Reize in diesem Werk, das von dem schweren Schicksal eines lieben, kleinen Wiener Mädchens und seinem kolosalen Aufstieg zu künstlerischen Erfolgen berichtet. Es ist rührend und beglückend, wie sich diese wohl berühmte nur von der besten Theater-Lebenskraft ihres Dargestellten läßt, wie sie sich nach so manchem seltsamen Liebeserlebnis findet und erkennt, daß ihr Leben allein der Kunst gehört. Gusti Guber, die der Film bisher nur in Rollen kleinerer Art herausstellte, die Wäbne allerdings schon längst mit großen Aufgaben des tragischen Rades betraute, spielt diese reizvolle, lebendige Figur, und sie tut dies mit überlegenem dramatischem Können und eindringlicher Überzeugungskraft. Auch die Begabung der übrigen Rollen mit reiflichen Kräften, wie Elisabeth Bruer, Oswald Balzer, Ernst Richter, Theodor Voos, Aris Kampers und Christl Warden, trägt wesentlich zu der starken Wirkung des gedankvollen Streifens bei. - Am Programm steht man den prächtigen Farbfilm „Trübsal in den Vogeln“. Es ist noch einmal darauf hingewiesen, daß es sich in diesem Theater um „geschlossene Vorstellungen“ handelt, daß es also rationell ist, die Vorstellungen genau zu beachten. - Der Dön-Platz in Wuppertal-Barmen verlängert noch für einige Tage das entzückende Filmprogramm. „Ich werde dich auf Händen tragen“, dem Zeit-Kinzeffekt, Hans Hansen und Hans Leibelt in den tragenden Rollen zum Erfolg verhelfen. - Im Ufa-Theater an der Wollf-Straße läuft zum Wochenende der fröhlich bewegte, in Inhalt und Form mit seinem künstlerischen Verständnis durchkomponierte, nach einem Theaterstück von Gerhart Hauptmann entstandene Film „Die Jungfrauen von Wollfstraße“. Das Moderne Theater in Oberbarmen zeigt noch für einige Tage den hervorragenden, unter Professor Wolfgang Lieben-einers erlebnisreicher Spielleitung gedrehten Film „Großstadt-Liebe“ (mit Silke Krahl und Werner Ditz in den Hauptrollen), den wir erst am Mittwoch eingehend würdigen. Ernst-Gottfried Risch.

Die neue Film-Wochenchau

Die Werbung von dem Bedeutung eines unserer erfolgreichsten Filmstars, des Majors Fritz von Zandt-Bittow, hat ein unvergleichliches Echo im deutschen Volk gefunden. Die neue Wochenchau zeigt ihn uns noch einmal inmitten seiner Wäbner, und wir bekommen zugleich einen Einblick in die Lebensweise unserer Kämpfer, deren heldenhafter Einsatz schon so viele Territorien zum Opfer fielen. Die Einlassbereitschaft während der Nacht wird in den Morgenstunden durch kurzen Schlaf ausgeglichen. Gymnastik und Bodenübungen helfen mit, die

Männer bei bester Verfassung zu halten, die für ihren schweren Einsatz erste Voraussetzung ist. Einen ähnlichen ausführlichen Bericht vom Leben unserer Soldaten bringt uns die Wochenchau mit einer Reportage von den verschiedensten Orten Italiens. Bis hinauf zu den Höhenstellungen in den Abruzzen führt uns der Kriegsbericht. Im Süden, im Osten und im Westen steht der deutsche Soldat unerschütterlich im Kampf und auf der Wacht. Ingeborg Lohse.



Nicht nur an der Front

steht der Feind, nein - er hat sich auch bei uns eingeschlichen. Wie ein Schatten folgt er dir, deutscher Mann, und dir, deutsche Frau! Er belauert dich und hört jedes Wort mit, das du sprichst! Er ist schwer zu erkennen und kaum zu greifen, aber er ist da! Mitten unter uns. Jeder Tag bringt uns neue, blutige Beweise dafür. Also: Seht euch vor! Schwaigt!

